

NICOLE FRANK

Der Kolosserbrief
im Kontext des
paulinischen Erbes

*Wissenschaftliche Untersuchungen
zum Neuen Testament 2. Reihe*

271

Mohr Siebeck

Wissenschaftliche Untersuchungen
zum Neuen Testament · 2. Reihe

Herausgeber / Editor

Jörg Frey (München)

Mitherausgeber / Associate Editors

Friedrich Avemarie (Marburg)

Markus Bockmuehl (Oxford)

Hans-Josef Klauck (Chicago, IL)

271



Nicole Frank

Der Kolosserbrief im Kontext des paulinischen Erbes

Eine intertextuelle Studie zur Auslegung und
Fortschreibung der Paulustradition

Mohr Siebeck

NICOLE FRANK, geboren 1978; 1997–2004 Studium der Germanistik und katholischen Theologie in Tübingen und Berlin; 2005–2009 wissenschaftliche Assistentin (AiO) an der Universität Utrecht; Promotion.

e-ISBN PDF 978-3-16-151614-6

ISBN 978-3-16-150118-0

ISSN 0340-9570 (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 Mohr Siebeck Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Laupp & Göbel in Nehren auf alterungbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Nägele in Nehren gebunden.

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist im Winter 2008/2009 von der Theologischen Abteilung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Utrecht als Dissertationsschrift angenommen worden. Für die Drucklegung wurde sie geringfügig überarbeitet.

Mein herzlicher Dank gilt allen Beteiligten des Forschungsprojekts „Habent sua fata libelli: Textprocessing in the philosophical and religious movements of the Roman Empire“, im Rahmen dessen diese Dissertation entstanden ist. Am meisten zu danken habe ich meiner Doktormutter Prof. Dr. Annette Merz, auf deren methodisch-konzeptioneller Vorarbeit die vorliegende Untersuchung zum Kolosserbrief aufbaut und die das Projekt nicht nur initiiert und konzipiert hat, sondern meine Arbeit auch intensiv begleitet und unterstützt hat. Prof. Dr. Geert van Oyen gilt ein herzlicher Dank dafür, dass er trotz der unvorhergesehenen beruflichen Herausforderungen und Veränderungen, die sich just während meiner Promotionszeit für ihn ergeben haben, dennoch die Zeit gefunden hat, diese Dissertation als zweiter Promotor weiterhin zu betreuen. Co-Promotor Dr. Teun Tieleman verdanke ich viele wichtige Anregungen aus dem Bereich der antiken Philosophiegeschichte, die für die Textanalyse des Kolosserbriefes sehr fruchtbar waren.

Diese Vielfalt unterschiedlicher Anregungen und Impulse aus je anderem Blickwinkel und unterschiedlichem fachlichem Hintergrund heraus haben die gemeinsame Arbeit in unserer interdisziplinären Projektgruppe geprägt, und für diese produktive und anregende Zusammenarbeit möchte ich meinen ProjektkollegInnen Martin Ruf, Anna Ntinti und Irene Conradi danken. Für verschiedenste organisatorische und praktische Hilfestellungen sowie die Unterstützung beim wiederholten Korrekturlesen der Arbeit danke ich Dr. Izaak de Hulster, Dr. Dorottya Nagy, Martin Ruf, Kai Freund, Stefan Leng und Wolf-Ulrich Schnurr.

Herzlich danke ich ferner Prof. Dr. Michael Theobald, der mich immer dazu ermutigt hatte, eine exegetische Dissertation zu schreiben, und mich damals im Sommer 2004 auf das Utrechter Forschungsprojekt aufmerksam gemacht hatte.

Für die Aufnahme der Arbeit in die zweite Reihe der *Wissenschaftlichen Untersuchungen zum Neuen Testament* danke ich insbesondere Prof. Dr.

Jörg Frey und Dr. Henning Ziebritzki sowie allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Verlags, die das Werden dieses Buches kompetent betreut und begleitet haben.

Widmen möchte ich dieses Buch in Dankbarkeit meiner Familie, die mich stets in jeder erdenklichen Weise unterstützt hat.

Tübingen, im September 2009

Nicole Frank

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
I. Zur Fragestellung und Methodik dieser Untersuchung	1
1. Vorbemerkungen	1
2. Intertextualität und ‚kulturelles Gedächtnis‘	5
3. Formen von Intertextualität	8
4. Zur Frage der literarischen Abhängigkeit: potentielle Prätexte des Kolosserbriefes	11
5. Zur Klassifikation intertextueller Bezüge	15
6. Funktionsarten intertextueller Verweise	22
7. Wer schrieb den Kolosserbrief?	26
8. Zum Aufbau der Textanalyse	31
II. Die Konstitution des Briefrahmens (Kol 1,1–14 und 4,2–18)	35
1. Vorbemerkungen zur Adressatenfrage	36
2. Präskript (Kol 1,1f)	40
3. Danksagung (Kol 1,3–8)	44
4. Fürbitte und Überleitung zum Hymnus (Kol 1,9–14)	50
5. Schlussparänese (Kol 4,2–6)	58
6. Nachrichten und Grüße (Kol 4,7–14)	63
7. Grußaufträge und Schlussgruß (Kol 4,15–18)	75
8. Auswertung	79

III. Die ‚apostolische Selbstcharakterisierung‘ (Kol 1,23b–2,5)	89
1. Verkündigungstätigkeit und Leiden des Apostels (Kol 1,23b–29)	90
2. An- und Abwesenheit des Apostels (Kol 2,1–5)	108
3. Auswertung	118
IV. Christologie und Soteriologie des Kol (Kol 1,15–23a, 2,9–15 und 3,1–4)	125
1. Die ‚Christushymnen‘ Kol 1,15–20 und Phil 2,6–11 – ein Vergleich	126
a) Vorbemerkungen zum Forschungsstand	126
b) Strukturalität: Strukturelle Berührungen von Kolosser- und Philipperhymnus	138
c) Dialogizität: Inhaltliche Berührungspunkte von Kolosser- und Philipperhymnus	144
d) Redaktionelle Bearbeitung des Kolosserhymnus	150
e) Übertragung auf die Adressaten (Kol 1,21–23a)	159
2. Das neue Leben in Christus (Kol 2,9–15 und 3,1–4)	163
a) Kol 2,11–14 als frühchristliche Tauftheologie	167
b) Anknüpfung und Überleitung (Kol 2,9f)	169
c) Die Taufe als Beschneidung und Ablegen des Fleischesleibes (Kol 2,11)	172
d) Die Taufe als Auferstehung (Kol 2,12)	176
e) Die Taufe als Tod und Sündenvergebung (Kol 2,13f)	187
f) Überleitung zur Gegnerpolemik (Kol 2,15)	192
g) Ethische Konsequenzen des neuen Lebens (Kol 3,1f)	197
h) Eschatologischer Ausblick (Kol 3,3f)	200
3. Auswertung	201
V. Wie ihr Jesus Christus als Herrn angenommen habt, so lebt auch in ihm: lebenspraktische Anforderungen und Herausforderungen im Kolosserbrief	207

<i>1. Die Auseinandersetzung mit gegnerischen Heilslehren (Kol 2,6–8 und 2,16–23)</i>	207
a) Forschungsgeschichtliche und methodische Vorbemerkungen zur Gegnerfrage	207
b) Überleitung zur Gegnerproblematik (Kol 2,6–8)	219
c) Der Kernbereich der kolossischen Gegnerpolemik (Kol 2,16–23) ...	227
d) Auswertung	249
 <i>2. Tugend- und Lasterkataloge des Kol (Kol 3,5–17)</i>	253
a) Vorbemerkungen zu Gattung und intertextueller Struktur	253
b) Erster Lasterkatalog (Kol 3,5–7)	258
c) Zweiter Lasterkatalog und Überleitung zum Tugendkatalog (Kol 3,8–11)	266
d) Tugendkatalog und Überleitung zur Haustafel (Kol 3,12–17)	275
e) Auswertung	286
 <i>3. Die Haustafel des Kolosserbriefes (Kol 3,18–4,1)</i>	290
a) Vorbemerkungen zur Gattungsgeschichte und Struktur	291
b) Frauen- und Männerparänese (Kol 3,18f)	298
c) Kinder- und Väterparänese (Kol 3,20f)	302
d) Sklaven- und Herrenparänese (Kol 3,22–4,1)	304
e) Auswertung	322
 VI. Auswertung: Die intertextuelle Textkonstitution des Kol	327
 <i>1. Intertextuelle Mechanismen der Textproduktion</i>	328
<i>2. Intertextuelle Textrezeption: Distributionscluster der Text-Prätext-Relationen</i>	336
<i>3. Referenztextorientierung des Kol: rezeptions- und interpretationslenkende Mechanismen</i>	355
a) Die Gegenwartsperspektive des Kolosserbriefes	356
b) Die Gesellschaftsperspektive des Kolosserbriefes	359
c) Das kolossische Kirchenverständnis: Hierarchisierung, Globalisierung, Institutionalisierung	363
 <i>4. Abschließende Bemerkungen und Ausblick</i>	370

Literaturverzeichnis	373
Stellenregister	399
Autorenregister	417
Sachregister	419

I. Zur Fragestellung und Methodik dieser Untersuchung

1. Vorbemerkungen

εἰ γὰρ καὶ τῆ σαρκὶ ἄπειμι, ἀλλὰ τῷ πνεύματι σὺν ὑμῖν εἰμι (Kol 2,5).

„Auch wenn ich im Fleische nicht bei euch bin, so bin ich doch im Geiste bei euch.“ Mit dieser Versicherung der Nähe und Anteilnahme beschließt der Autor des Kolosserbriefes in Kol 2,5 die Passage ‚apostolischer Selbstcharakterisierung‘, i.e. der brieflichen Selbstvorstellung des kolossischen ‚Paulus‘. Jene Formel der abwesenden Anwesenheit des Apostels, die dazu dient, die räumliche Distanz zu den Adressaten¹ brieflich zu überbrücken (vgl. 1 Kor 5,3), entfaltet im Kontext des Kolosserbriefes eine ganz neue Form der apostolischen Parusie: Wenn wir mit der Mehrheit der heutigen Exegeten voraussetzen, dass der Kolosserbrief in nachpaulinischer Zeit verfasst wurde, d.h. weder durch Paulus selbst² noch zu dessen Lebzeiten,³

¹ Im Rahmen dieser Arbeit beziehen sich personenreferentielle Nomina, die grammatisch maskulines Genus haben, grundsätzlich auf beide Geschlechter, d.h. generische Bezeichnungen wie ‚Exeget‘, ‚Autor‘ oder ‚Adressat‘ schließen ausdrücklich auch ‚Exegetinnen‘, ‚Autorinnen‘ und ‚Adressatinnen‘ ein.

² Die Argumente für den deuteropaulinischen Charakter des Kolosserbriefes sind in den vergangenen 30 Jahren exegetischer Forschung ausführlich ausgetauscht worden, so dass an dieser Stelle auf eine ausführliche Behandlung der einzelnen Argumente zur Autorschaft des Kol verzichtet wird. Verwiesen sei hier in erster Linie auf die Studie von Bujard, der die grundlegenden sprachlich-stilistischen und theologischen Unterschiede zwischen Kol und den authentischen Paulinen überzeugend aufzeigen konnte, und damit in der Forschung zum Kolosserbrief Maßstäbe gesetzt hat (Bujard, Walter: Stilanalytische Untersuchungen zum Kolosserbrief als Beitrag zur Methodik von Sprachvergleichen [= StUNT 11]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1973). Zu einem Überblick über die wesentlichen Argumentationen in der Verfasserfrage siehe ferner Pokorný, Petr: Der Brief des Paulus an die Kolosser (= ThHK 10,1). Berlin: Evangelische Verlagsanstalt 1987, S. 10–15, Wolter, Michael: Der Brief an die Kolosser. Der Brief an Philemon (= ÖTK 12). Gütersloh: Mohn / Würzburg: Echter 1993, S. 27–31, und Kiley, Mark: Colossians as Pseudepigraphy (= BiSe 4). Sheffield: JSOT Press 1986, S. 37–69, sowie Lindemann, Andreas: Der Kolosserbrief (= ZBK.NT 10). Zürich: Theologischer Verlag 1983, S. 41, sowie Hoppe, Rudolf: Epheserbrief. Kolosserbrief (= SKK.NT 10). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 1987, S. 10f, und Ludwig, Helga: Der Verfasser des Kolosserbriefes – Ein Schüler des Paulus. Göttingen: [diss.masch.] 1974.

so gewinnt nicht nur die Redeweise von dessen „Abwesenheit im Fleische“ (τῆ σαρκὶ ἄπειμι), sondern auch der Topos der brieflichen Parusie, wie er in Kol 2,5 zum Ausdruck kommt, eine neue Dimension – die textuelle Repräsentanz tritt nicht mehr nur temporär an die Stelle der leiblichen Anwesenheit, sondern in einer grundsätzlichen und letztgültigen Weise. Diese Endgültigkeit der (leiblichen) Abwesenheit Pauli wird gleichsam literarisch kompensiert durch die pseudepigraphische Fortführung der paulinischen Tradition über dessen Tod hinaus.

Der Verlust einer apostolischen Autorität, die durch briefliche Korrespondenz in direkter Weise Ansprechpartner und Richtlinieninstanz bilden kann, war für die Entwicklung des frühen Christentums ein neuralgischer Punkt, an dem – in Ermangelung einer allgemein anerkannten Autorität – die Gefahr nicht nur einer Tradierungslücke drohte, sondern auch einer Zersplitterung der sich konstituierenden Glaubensgemeinschaft in unterschiedliche Auslegungstraditionen des paulinischen Erbes, dessen „direkte Selbstdeutung“ (Vollenweider) durch den Apostel selbst nun nicht mehr möglich war. Und an diesem Punkt ermöglicht das Aufkommen pseudepigraphischer Schriften, jene Tradierungs- und Selbstdeutungslücke zu überbrücken und „den Abwesenden je neu in die Gegenwart sprechen“ zu lassen.⁴ In diesem Sinne differenziert Gerd Theißen in seiner Literaturgeschichte des Neuen Testaments die initiale Phase der Erstüberlieferung und die sich daran anschließende pseudepigraphische Phase: Nach dem Tod der „drei wichtigsten urchristlichen Führungsgestalten“ (Paulus, Jakobus, Petrus) wurde jene ‚fiktive Selbstausslegung‘ der Führungs- und Identifikationsfiguren des frühen Christentums, wie sie durch das Medium pseudepi-

³ Wenngleich sich hinsichtlich der genauen Datierung des Kol noch kein Konsens in der neutestamentlichen Forschung abzeichnet, so spricht doch vieles dafür, dass dessen Entstehung relativ zeitnah nach dem Tod des Apostels anzusetzen ist. Ein wesentliches Argument dafür ist das in der ‚apostolischen Selbstcharakterisierung‘ des Kol gezeichnete Paulusbild (vgl. Kol 1,23–2,5), das so stark von der Konnotation des Leidens und Sterbens des Apostels geprägt ist, dass hier eine unmittelbare literarische Rezeption des Todes Pauli sehr wahrscheinlich erscheint. Siehe dazu insbesondere Betz, Hans Dieter: Paul’s „Second Presence“ in Colossians. In: Fornberg, Tord / Hellholm, David (Hrsg.): Texts and Contexts. Biblical Texts in their Textual and Situational Contexts. FS Lars Hartman. Oslo u.a.: Scandinavian University Press 1995, S. 507–518, hier S. 513f. Vgl. ferner Leppä, Outi: The Making of Colossians. A Study on the Formation and Purpose of a Deutero-Pauline Letter. Vantaa: Tummavuoren Kirjapaino Oy 2000, S. 166, und Standhartinger, Angela: Studien zur Entstehungsgeschichte und Intention des Kolosserbriefs (= NT.S 94). Leiden u.a.: Brill 1999, S. 3, sowie dies.: Colossians and the Pauline School. In: NTS 50 / 2004, S. 572–593, hier S. 582f.

⁴ Vgl. Vollenweider, Samuel: Paulus zwischen Exegese und Wirkungsgeschichte. In: Mayordomo, Moisés (Hrsg.): Die prägende Kraft der Texte. Hermeneutik und Wirkungsgeschichte des Neuen Testaments. FS Ulrich Luz (= SBS 199). Stuttgart: Katholisches Bildungswerk 2005, S. 142–159, hier S. 154–157 (Zitate S. 156f).

grapher Schriften vollzogen wird, als Mittel der Autoritätsausübung nötig,⁵ um die neutestamentliche Überlieferung nach jener Erstüberlieferungsphase konsequent fortschreiben und damit in ihrer Aktualität sichern zu können: „Die beiden Grundformen ‚Evangelium und Brief‘ leben ganz von der *Autorität der Person*, sie verdanken ihre Wirkungskraft Jesus und Paulus. In kurzer Zeit stiften sie eine autoritative Tradition: Die pseudepigraphen Schriften basieren auf dieser *Autorität der Tradition*. Sie wollen Tradition bewahren und durch Korrektur der ersten Autoritäten aktualisieren.“⁶

Die vorliegende Arbeit geht daher von dem Ansatzpunkt aus, dass der Kolosserbrief – als mutmaßlich erstes paulinisches Pseudepigraphon – mit dem Anspruch und der Intention verfasst wurde, jene bewahrende und aktualisierende Fortschreibung des paulinischen Erbes zu leisten. Dieser Ausgangspunkt schließt notwendig exegetische Konsequenzen ein, insofern sich die Wahrnehmung des Kol als Pseudepigraphon sowohl von einem zu eng und zu eindimensional gefassten Verständnis von Pseudepigraphie als literarischer Fälschung als auch von einer rein vergleichenden Betrachtung von Proto- und Deuteropaulinen lösen muss. Erforderlich ist vor dem Hintergrund jenes Übergangs von direkter Selbstdeutung zu fiktiver Selbstausslegung vielmehr eine differenzierte Betrachtung dieser Entwicklung als eines Aktualisierungsprozesses des tradierten orthonymen Schriftgutes; ein exegetischer Perspektivwechsel, wie ihn Vollenweider treffend formuliert: „Das Interesse verschiebt sich an diesem Punkt von der älteren Frage, was den originalen Paulus von den Pseudepigraphen unterscheidet, zur neueren Frage, wie ‚Paulus‘ in einer neuen geschichtlichen Situation angemessen zur Sprache gebracht wird.“⁷

Eine solche aktualisierende Neu-Versprachlichung muss im Blick auf die Rezeptionsseite zweierlei leisten, i.e. zwei Ansprüchen gerecht werden. Als notwendige Voraussetzung der Rezeption als paulinisches Schreiben, die ein Pseudepigraphon konstitutiv beansprucht, muss sie durch den literarischen Rückgriff auf ihre orthonymen Vorgänger eine Authentizitätsfiktion aufbauen, die ihre autoritative Rezeption als Apostelbrief sicherstellt. Da jene autoritative Rezeption dabei jedoch keinen Selbstzweck darstellt, sondern vielmehr Mittel des übergeordneten inhaltlichen Anspruchs, das paulinische Erbe aktualisierend fortzuschreiben, fungiert

⁵ Theißen, Gerd: Die Entstehung des Neuen Testaments als literaturgeschichtliches Problem (= Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 40). Heidelberg: Winter 2007, S. 147. Der Begriff der „fiktiven Selbstausslegung“ geht auf Annette Merz zurück (s.u., Fußnote 9).

⁶ Theißen, *Entstehung*, S. 351. Ähnlich auch Harding, Mark: Disputed and Undisputed Letters of Paul. In: Porter, Stanley E. (Hrsg.): *The Pauline Canon* (= *Pauline Studies* 1). Leiden: Brill 2004, S. 129–168, hier v.a. S. 147–150 und S. 162–165.

⁷ Vollenweider, *Exegese und Wirkungsgeschichte*, S. 158.

dieser Rückgriff auf die paulinische Schrifttradition nicht nur als Authentizitätsmarker, sondern auch als Relecture innerhalb eines neuen situativen Hintergrundes. In anderen Worten: Mit der Abfassung eines Briefes unter dem Namen des Apostels sucht der Autor des Kolosserbriefes durch den Rückgriff auf die paulinische Überlieferung – als Wurzel der gemeinsamen Glaubensstradition und zugleich als geschichtliche Verankerung der Konstitution als christliche Gemeinschaft – eine identitäts- und orientierungsstiftende Funktion für die Gemeinden der zweiten und dritten christlichen Generation einzunehmen.

Diese Form der Rück-Vergewisserung einer kulturellen Gemeinschaft anhand des literarischen Rückgriffs auf die eigene Vergangenheit wird in der Forschung zur allgemeinen Kulturtheorie mit dem Modell des *kulturellen Gedächtnisses* umschrieben, d.h. der gemeinschaftskonstituierenden und kulturstiftenden Funktion literarischer Überlieferung. Gerade die autoritativen Texttraditionen, auf denen eine Kulturgemeinschaft basiert, durchlaufen dabei einen kontinuierlichen Prozess der Wiederaufnahme und Re-Interpretation und generieren genau darin kulturelle Identität.⁸ Im Falle der hier vorliegenden spezifischen Form von Literatur, i.e. pseudepigrapher Schriften, wird dieser Transfer kultureller Erinnerung wesentlich durch die Wiederaufnahme literarischen Traditionsgutes der (orthonymen) Vorgängertexte durch einen (pseudonymen) Nachfolgetext vollzogen. Literaturwissenschaftlich betrachtet bedeutet dies, dass bestimmte Formen intertextueller Verweise genutzt werden, um eine Verbindung zur gemeinsamen Tradition herzustellen und diese in einen aktualisierten Kontext einzubinden. Somit bietet auch die *moderne Intertextualitätstheorie* ein hilfreiches methodisches Instrumentarium, um die Textstrategien und -mechanismen pseudepigrapher Literatur erfassen zu können.

Unter Aufnahme des Ansatzes, der von Merz 2004 anhand der Pastoralbriefe entwickelt und methodisch entfaltet wurde, steht in dieser Arbeit dabei das literarische Mittel der *fiktiven Selbstreferenz* im Vordergrund,⁹ d.h. die Wiederaufnahme paulinischer Texte und Inhalte unter dem pseudepigraphischen Deckmantel einer vermeintlichen Eigentextreferenz Pauli, der als vorgeblicher Autor des Schreibens Bezug auf seine eigenen (vorhergehenden) Texte zu nehmen scheint und somit auch beansprucht,

⁸ Siehe v.a. Kirk, Alan: Social and Cultural Memory. In: Ders. / Thatcher, Tom (Hrsg.): Memory, Tradition and Text. Uses of the Past in Early Christianity (= SBL Semeia Studies 52). Atlanta: SBL 2005, S. 1–24; sowie Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck 1992, und ders.: Text und Kommentar. Einführung. In: Ders. / Gladigow, Burkhard (Hrsg.): Text und Kommentar (= Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation 4). München: Fink 1995, S. 9–33, hier S. 9f und S. 22–25.

⁹ Vgl. Merz, Annette: Die fiktive Selbstausslegung des Paulus. Intertextuelle Studien zur Intention und Rezeption der Pastoralbriefe (= StUNT 52). Göttingen 2004, S. 231f.

die genuine, da originäre Deutungshoheit dieser Texte zu besitzen. Inwieweit dieser Anspruch zur Folge hat, dass innerhalb des Kolosserbriefes eine bestimmte Interpretation jener Texte nahegelegt, forciert oder aber – aus der gegenläufigen Perspektive – ausgeschlossen werden soll, wird dabei eine zentrale Fragestellung der Textanalyse sein. Intertextualitätstheorie und Kulturtheorie, unter dem gemeinsamen Schnittpunkt des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ als literarischer Form des Rückgriffs auf zugrundeliegendes Traditionsgut und damit auch als Form intertextuellen Verweises,¹⁰ bilden in der vorliegenden Arbeit daher den methodischen Rahmen für die Untersuchung jenes neutestamentlichen Briefes, der als mutmaßlich erster ebenso bewusst wie fälschlich Paulus zugeschrieben wurde – und somit gleichsam die Rekonstruktion eines ‚prototypischen‘ Musters der unterschiedlichen Strategien und Funktionen pseudepigraphischer Textkonstitution erlaubt.¹¹

2. Intertextualität und ‚kulturelles Gedächtnis‘

Seit dem Aufkommen des Intertextualitätskonzeptes im Gefolge der russischen Literaturwissenschaft der zwanziger Jahre und seiner Modifikation und Explikation durch Julia Kristeva in den späten sechziger Jahren wurden eine Vielzahl unterschiedlicher, teilweise disparater konzeptioneller und terminologischer Modelle entwickelt, deren einziger gemeinsamer Nenner sich bisweilen auf den grundsätzlichen Anspruch beschränkt, die *Relationen zwischen Texten* erfassen zu wollen.¹² In der Ausdehnung des Begriffs von Intertextualität variiert dabei das Spektrum

¹⁰ Zur methodischen Schnittmenge von Intertextualitätstheorie, ‚kulturellem Gedächtnis‘ und biblischer Exegese vgl. auch Orosz, Magdolna: Literarische Bibellektüre(n). Aspekte einer semiotischen Intertextualitätskonzeption und intertextueller Textanalyse. In: Alkier, Stefan / Hays, Richard B. (Hrsg.): Die Bibel im Dialog der Schriften. Konzepte intertextueller Bibellektüre (= Neutestamentliche Entwürfe zur Theologie 10). Tübingen: Narr Francke 2005, S. 217–236, hier S. 226.

¹¹ Siehe auch Leppä, *Colossians*, S. 366, sowie Bevere, Allan R.: *Sharing in the Inheritance. Identity and the Moral Life in Colossians* (= JSNT 226). London: Sheffield Academic Press 2003, S. 1.

¹² Zur Begriffs- und Entwicklungsgeschichte von Bachtins ‚dialogischem Prinzip‘ zu Kristevas Intertextualitätsbegriff und dessen Weiterentwicklungen vgl. z.B. Stocker, Peter: *Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien* (= *Explicatio. Analytische Studien zur Literatur und Literaturwissenschaft*). Paderborn u.a.: Schöningh 1998, S. 17–28, sowie Pfister, Manfred: *Konzepte der Intertextualität*. In: Ders. / Broich, Ulrich (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien* (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35). Tübingen: Niemeyer 1985, S. 1–30, und Schmitz, Thomas A.: *Moderne Literaturtheorie und antike Texte. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002, S. 76–81 und S. 91–96.

potentieller Anwendungsbereiche zwischen einer globalen Vernetztheit von Texten als grundsätzlichem inhärentem Merkmal jeglicher Form von Textualität, und einer stärker textanalytisch ausgerichteten Begrenzung des Begriffs auf deskriptiv erfassbare intertextuelle Bezüge konkreter Einzeltexte, die anhand bestimmter ‚Verweissignale‘ zu ermitteln und klassifizieren sind.¹³ Neben diesen beiden Konzepten, die bei Renate Lachmann als *textontologisches* und *textdeskriptives* Verständnis von Intertextualität bezeichnet werden, benennt Lachmann mit dem *textfunktionalen* Aspekt, i.e. dem „kritischen Potential“ dieses literarischen Vorgehens eine dritte Form der Eingrenzung des weiten Begriffs von Intertextualität,¹⁴ die m.E. den anderen beiden allerdings nicht neben-, sondern übergeordnet betrachtet werden muss: Intertextualität wurde immer schon unter einer grundlegenden, den konzeptionellen Differenzierungen übergeordneten *gesellschaftlichen Perspektive* betrachtet. Galt bei Bachtin und Kristeva noch die ideologiekritisch-revolutionäre Sprengkraft von Literatur als Ausgangspunkt der Frage nach Intention und Funktion von Intertextualität als literarischem Stilmittel,¹⁵ so tritt im Zuge der kulturtheoretischen Diskussionen der letzten 20 Jahre zunehmend eine allgemeinere Dimension der gesellschaftlichen Relevanz von Literatur in den Vordergrund: die gemeinschaftskonstituierende und kulturstiftende Funktion von literarischer Überlieferung als „Gedächtnisstifter einer Kultur“¹⁶ bzw. „Gedächtniskunst“¹⁷. Im Zentrum dieser Klassifizierung steht die gesellschaftsgeschichtliche Doppelfunktion schriftlicher Überlieferung, die einerseits der Weitergabe kultureller Information dient und andererseits im Prozess literarischer Textkonstitution immer zugleich auch neue kulturelle Information gene-

¹³ Zu dieser Polyvalenz des Intertextualitätsbegriffs siehe Holthuis, Susanne: Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption (= Stauffenburg Colloquium 28). Tübingen: Stauffenburg 1993, S. 43; sowie Stocker, *Theorie*, S. 24f.

¹⁴ Lachmann, Renate (Hrsg.): Dialogizität (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Reihe A: Hermeneutik – Semiotik – Rhetorik 1). München: Fink 1982, S. 8f. Siehe auch dies.: Ebenen des Intertextualitätsbegriffs. In: Stierle, Karlheinz / Warning, Rainer (Hrsg.): Das Gespräch (= Poetik und Hermeneutik 11). München: Fink 1984, S. 133–138, hier S. 133f.

¹⁵ So formuliert Pfister das gesellschaftskritische Potential des dialogischen Prinzips bei Bachtin vor dem kulturpolitischen Kontext des nachrevolutionären Russlands: „Eine autoritäre und hierarchisch strukturierte Gesellschaft wird die monologischen Affirmationen eines fixen Konsensus, einer stillgelegten Wahrheit durchzusetzen versuchen, während das dialogische Prinzip im Bereich von Politik und Gesellschaft den zentralisierten Macht- und Wahrheitsanspruch subversiv herausfordert und unterminiert.“ (Pfister, *Konzepte*, S. 2). Vgl. auch Lachmann, Renate: Gedächtnis und Literatur: Intertextualität in der Russischen Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 71.

¹⁶ Lachmann, *Gedächtnis*, S. 35.

¹⁷ Stocker, *Theorie*, S. 76.

riert.¹⁸ Diese literaturwissenschaftliche Sichtweise auf eine der grundlegendsten Funktionen von Literatur findet ihr kulturtheoretisches Pendant in der Konzeption des ‚kulturellen Gedächtnisses‘, d.h. der Stiftung kultureller Identität durch einen fortwährenden Prozess der Wiederaufnahme und Relecture autoritativer Texte einer Kulturgemeinschaft: „A community marks certain elements of its past as being of constitutive significance. Both identity and continuity, in fact the very survival of a community, depend upon its constant revitalization of these memories [...]. These memories are shaped into a community’s ‚master commemorative narrative‘“ (Kirk).¹⁹

Dabei lässt sich mit Jan Assmann zwischen „formativen Texten“, die das Selbstbild einer Gemeinschaft konstituieren, und „normativen Texten“, die deren ethisch-moralische Richtlinien definieren, differenzieren.²⁰ Grundlage beider Formen ist jeweils der Rückgriff auf eine gemeinsame Vergangenheit als kollektive historische Basis gemeinsamer Wertvorstellungen, die faktisch aber als ‚kulturelles Gedächtnis‘ immer zugleich auch einem kontinuierlichen Prozess der Re-Interpretation und Adaption auf die aktuellen Umstände, Fragen, Probleme und Herausforderungen jener historischen Situation hin unterliegt, in der diese Relecture erfolgt:

„Memory formations, however, do not thereby assume static, immobile forms. The activity of memory in articulating the past is dynamic, unceasing, *because it is wired into the ever-shifting present*. The remembering subject, from his or her situatedness in the present, interacts with a formative past to relate it meaningfully to contemporary exigencies and to the ongoing project of negotiating continuity and change in personal identity“.²¹

Ausgehend von diesen konzeptionellen Impulsen aus der modernen Literaturwissenschaft einerseits und der allgemeinen Kulturtheorie andererseits soll in der vorliegenden Arbeit jene identitätsstiftende bzw. -bestärkende Funktion literarischer Überlieferung die Grundlage für eine Untersuchung des Kolosserbriefes bilden, der als Gemeindebrief einerseits jene identitätsstiftende Funktion verkörpert und als Pseudepigraphon andererseits jenen Rückbezug auf autoritative Texte der Vergangenheit vollzieht und für diese identitätsstiftende Funktion fruchtbar macht. Methodisch bedeutet dies, die dabei wirksamen literarischen Mechanismen und Strategien auf der Grundlage einer intertextuellen Analyse zu untersuchen. Da für eine solche textanalytische Zielsetzung ein entsprechendes deskriptives Verständnis von Intertextualität vonnöten ist, das nicht von einer – mehr oder

¹⁸ Vgl. a.a.O., S. 78f.

¹⁹ Kirk, *Memory*, S. 5.

²⁰ Vgl. Assmann, *Kommentar*, S. 10, sowie ders., *Gedächtnis*, S. 16f. Siehe auch Kirk, *Memory*, S. 7 und 17–19.

²¹ Kirk, *Memory*, S. 10.

weniger diffusen – globalen intertextuellen Verwiesenheit literarischer Texte ausgeht, sondern die konkreten, textimmanent wirksamen Mechanismen in den Blick nimmt, sollen im Folgenden einige Vorbemerkungen zu Methodik und Terminologie intertextueller Modelle erfolgen.

3. Formen von Intertextualität

Um deskriptiv trennscharf und somit textanalytisch überhaupt anwendbar zu sein, kann der Begriff der Intertextualität im vorliegenden Untersuchungszusammenhang nur dann sinnvoll zur Anwendung kommen, wenn Intertextualität nicht als generelles Textualitätsmerkmal verstanden wird – häufig auch unter der Umschreibung „Implikativität“, um eine terminologische Abgrenzung vom allgemeinen Intertextualitätsbegriff zu schaffen –,²² sondern ein Verständnis bewusster referentieller „Doppelkodierung“²³ als spezifisches Strukturmerkmal eines Textes vorausgesetzt wird.²⁴ Das heißt, die sprachlichen Zeichen (*Signifikanten*) verweisen nicht nur auf eine außersprachliche Referenz (*Signifikat*), sondern zugleich auch auf ein sprachliches Antezedens, das dem aktuellen Text vorausgeht und in diesem wiederaufgegriffen wird.²⁵

In der klassischen Nomenklatur der Intertextualitätstheorie wird jenes Antezedens, d.h. der literarische Vorgänger, auf den ein späterer Text Bezug nimmt, als *Referenztext* oder *Prätex*t bezeichnet; die Form der Bezugnahme je nach Art und Deutlichkeit u.a. als *Referenz*, *Allusion*, *Anspielung*

²² Vgl. z.B. Lachmann, *Ebenen*, S. 133.

²³ Ebd., S. 134, sowie dies, *Dialogizität*, S. 8, und *Gedächtnis*, S. 58: „Doppelkodierung“ bedeutet, daß die Sinnherstellung nicht durch den Zeichenvorrat des gegebenen Textes programmiert ist, sondern auf den eines anderen verweist.“ Siehe dazu auch Alkier, *Intertextualität*, S. 3, sowie Schmid, Wolf: Sinnpotentiale der diegetischen Allusion. In: Ders. / Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Dialog der Texte*. Hamburger Kolloquium zur Intertextualität (= Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 2). Wien: Anton Riegel 1983, S. 141–187, hier S. 145.

²⁴ Zur Problematik eines poststrukturalistisch-entgrenzten Intertextualitätsbegriffs im Sinne globaler Implikativität vgl. Pfister, *Konzepte*, S. 6–8; sowie Schulte-Middelich, Bernd: Funktionen intertextueller Textkonstitution. In: Pfister / Broich, *Intertextualität*, S. 197–242, hier S. 202. Siehe auch Broich, Ulrich: Zur Einzeltextreferenz. In: Ebd., S. 48–52, hier S. 48; sowie Stierle, Karlheinz: Werk und Intertextualität. In: Schmidt / Stempel, *Dialog*, S. 7–26, hier S. 13. (Nachdruck in Stierle / Warning, *Gespräch*, S. 139–150, hier S. 143).

²⁵ Bei Stocker wird diese Doppelkodierung unter Rückgriff auf rhetorische Kategorisierungen auch mit dem Begriffspaar „mimesis“ (referentieller Bezug) und „imitatio“ (intertextueller Bezug) umschrieben (Stocker, *Theorie*, S. 28f)

oder *Zitation*.²⁶ Da die Grenzen jedoch fließend verlaufen,²⁷ sollen in der vorliegenden Arbeit Prätextbezüge in weitgehend synonyme Weise als Referenz, Reminiszenz, intertextueller Rekurs etc. benannt werden, ohne dass damit bereits eine qualifizierende Aussage über die Art des Bezuges intendiert wäre.

Im Hinblick auf die neutestamentlichen Pseudepigrapha ist allerdings eine weitere literarische Strategie wirksam, die sich dieser intertextuellen Mittel zwar einerseits bedient, andererseits aber gerade deren intertextuellen Charakter verschleiert: die fiktive Verfasserangabe. Die Pseudopaulinen geben eine paulinische Autorschaft vor, was intertextuelle Verweise auf paulinisches Schriftgut als vermeintliche Wiederaufnahme eigener Gedanken und Formulierungen, als *fiktive Eigentextreferenz* erscheinen lässt,²⁸ und somit zwangsläufig auch methodische Konsequenzen für die Textanalyse einschließt: Während das textdeskriptive Verständnis von

²⁶ Vgl. z.B. Stierle, *Intertextualität*, S. 18f (Nachdruck in: Stierle / Warning, *Gespräch*, S. 139–150, hier S. 147f). Siehe auch Lachmann, *Ebenen*, S. 134, sowie Helbig, Jörg: Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität (= Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte 3/141). Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1996, S. 31f. In ähnlicher Weise unterscheidet auch Reuter zwischen *Parallelen* und *Motiven* bzw. *Zitat* als Formen „externer Sinnverbindung“ in der neutestamentlichen Briefliteratur (Reuter, Rainer: Textvergleichende und synoptische Arbeit an den Briefen des Neuen Testaments. Geschichte – Methodik – Praxis. Textvergleich Kolosser- und Philemonbrief (= Arbeiten zur Religion und Geschichte des Urchristentums 13). Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2003, S. 144f). Holthuis führt solche Differenzierungen auf eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen oberflächenstruktureller und tiefenstruktureller Referenz zurück, die sich in einer materiellen vs. semantischen Art der Bezugnahme äußerten (siehe Holthuis, *Intertextualität*, S. 91f), räumt an anderer Stelle jedoch ein, dass die Abgrenzungen teilweise nur graduell möglich seien (ebd., S. 126f).

²⁷ Zur Schwierigkeit jener Grenzziehungen siehe auch Helbig, *Intertextualität*, S. 31. Neben dem Problem fließender Übergänge ist zudem teilweise auch eine unterschiedliche Verwendungsweise der entsprechenden Termini zu beobachten. So unterscheidet beispielsweise Reuter *Zitat* und *Anspielung* nicht nach dem Ausmaß wörtlicher Übereinstimmung, sondern ausschließlich nach dem Kriterium, ob eine Übernahme als solche kenntlich gemacht wurde oder nicht – d.h. selbst eine wortwörtliche Übernahme stellt kein *Zitat* dar, solange sie nicht als solches gekennzeichnet wurde (vgl. Reuter, *Synoptische Arbeit*, S. 171).

²⁸ Vgl. Merz, *Selbstausslegung*, S. 231f. Die dabei wirksame Kombination des Rückgriffs auf *reale* Gegebenheiten (biographischer, geschichtlicher oder geographischer Art) einerseits und deren *fiktiver* Fortschreibung andererseits, schließt damit auch ein Element von „Pseudo-Intertextualität“ ein, d.h. intertextueller Verweissignale, die sich nicht auf faktisch existierende Texte bzw. Gegebenheiten beziehen und somit fiktiven Verweischarakter haben (siehe ebd., S. 24f; vgl. auch Holthuis, *Intertextualität*, S. 44). Im Rahmen des Kolosserbriefes ist diese Variante intertextuellen Verweises insbesondere im Hinblick auf den Laodizenerbrief (Kol 4,16) von Belang, dessen tatsächliche Existenz fragwürdig ist.

Intertextualität innerhalb des literaturwissenschaftlichen Diskurses häufig auf die Formel ‚Intendiertheit und Markiertheit der intertextuellen Bezüge‘²⁹ gebracht wird, schließt die komplexere intertextuelle Ausgangssituation pseudepigrapher Literatur eine einseitige Beanspruchung des Merkmals ‚Markiertheit‘ insofern aus, als auch der Verschleierung des intertextuellen Charakters Rechnung getragen werden muss. Somit setzt ein Intertextualitätsbegriff, der in diesem Kontext sinnvoll zur Anwendung kommen kann, voraus, dass neben *offen-intendierter* Intertextualität auch *latente* oder *kaschierte* Formen intertextueller Verweise erfasst werden.³⁰ Während latente Intertextualität dabei einen nicht-intendierten, unbewussten Rückgriff auf bestimmte sprachliche Codes bezeichnet, zielt die Annahme kaschierter oder verschleierter Intertextualität auf eben jene hybride Form intertextueller Referenz, die zwar bewusst produziert wird, dabei aber gerade keine bewusste Rezeption dieses literarischen Verfahrens intendiert, sondern unter dem Deckmantel und dem Anspruch der Orthonymität auftritt, i.e. den Rückgriff auf das orthonyme Schriftgut in Form fiktiver Eigentextreferenz vollzieht. Somit ist es in diesem speziellen Fall methodisch notwendig, Kriterien für die Erfassung potentieller Referenztexte zu formulieren, die auch denjenigen Referenzen Rechnung tragen, die nicht als textuelle Übernahmen markiert, sondern vielmehr in ihrem fremdtextbasierten Charakter verschleiert sind. Dass dies methodisch nicht unproblematisch ist, und sowohl in der Frage der Kriteriologie als auch in der Frage der potentiellen Prätexte und dem zugrundegelegten Verständnis von literarischer Abhängigkeit sehr unterschiedliche Ansätze vorliegen, zeigt sich anhand der gegenwärtigen Forschungsdiskussion zur Frage literarischer Abhängigkeit in Kol, auf die im Folgenden näher einzugehen sein wird.

²⁹ Vgl. Schulte-Middelich, *Funktionen*, S. 206, sowie Broich, Ulrich: Formen der Markierung von Intertextualität. In: Broich / Pfister, *Intertextualität*, S. 31–47, hier S. 31. In ähnlicher Weise spricht auch Stocker von der *Signalisiertheit* und *Funktionalität* als den beiden konstitutiven Bedingungen für das Vorhandensein einer intertextuellen Beziehung zwischen Texten (siehe Stocker, *Theorie*, S. 105).

³⁰ Zur Unterscheidung von intendierter und latenter Intertextualität siehe Lachmann, *Ebenen*, S. 134. Vgl. auch Pfister, *Konzepte*, S. 23. Zum Begriff kaschierter Intertextualität vgl. Merz, *Selbstausslegung*, S. 33–35.

4. Zur Frage der literarischen Abhängigkeit: potentielle Prätexte des Kolosserbriefes

Da sich das Schreiben als paulinisches präsentiert und damit in eine spezifische Tradition einreicht, innerhalb derer es als orthonymer Bestandteil rezipiert werden will, muss eine Bekanntschaft des Verfassers mit der Texttradition der Apostelbriefe grundlegend vorausgesetzt werden; als Imitation im weitesten Sinne des Begriffs erweist sich der Kolosserbrief in einer konstitutiven Weise als literarisch abhängig von den Protopaulinen. Über das dabei zugrundegelegte Verständnis literarischer Abhängigkeit zeichnet sich jedoch in der gegenwärtigen Forschungslandschaft zu Kol bislang keinerlei konsensuelle Position ab. Vielmehr zeigt sich hier eine sehr unterschiedliche Ausdehnung des Begriffs – von direkter schriftlicher Vorlage bis zum Memorieren gelesener oder auch nur mündlich resp. fragmentarisch bekannter Texte.³¹

So variiert das Spektrum im Hinblick auf die Prätexte des Kol zwischen einer ‚Minimal-Position‘, bei der nur Phlm als komplett schriftlich vorliegend und damit als literarische Vorlage im engen Sinne bewertet wird (so etwa Standhartinger; ähnlich auch Kiley),³² und der ‚Maximal-Position‘ bei Leppä, die als Referenzrahmen ein umfassendes Corpus aller authentischen Paulinen voraussetzt, wobei eine teilweise nur mündliche und/oder fragmentarische Bekanntschaft ihrer Einstufung als literarische Vorlagen keinen Abbruch tut.³³ Dieser weit gefasste Begriff literarischer Abhängig-

³¹ Dass dieses unterschiedliche Verständnis von literarischer Abhängigkeit oftmals nicht ausreichend reflektiert wird und damit teilweise auch die gegenseitige Bezugnahme der vorliegenden Untersuchungen zum Kolosserbrief untereinander erschwert bzw. unterläuft, wird insbesondere bei Outi Leppä kritisch thematisiert (vgl. Leppä, *Colossians*, S. 28–30).

³² Siehe Standhartinger, *Kolosserbrief*, S. 91 und S. 151, sowie Kiley, *Colossians*, S. 32 und 75. Kiley schließt dabei zwar neben Phlm auch Phil als schriftliche Vorlage ein, verweist jedoch an anderer Stelle darauf, dass Phil – im Gegensatz zu dem in gesamtem Umfang zugrundeliegenden Philemonbrief – wahrscheinlich nur als Fragment vorlag (vgl. Kiley, *Colossians*, S. 102). Ähnlich auch Lohse, der ebenfalls eine zweite direkte Vorlage neben Phlm annimmt, allerdings nicht Philipper-, sondern Römerbrief als zweiten Prätext betrachtet (vgl. Lohse, Eduard: *Die Briefe an die Kolosser und an Philemon* [= KEK 9,2]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1968, S. 255f).

³³ Vgl. u.a. Leppä, *Colossians*, S. 78, 140 und 315, sowie insbesondere die Einzelklassifikationen auf S. 363–366.

Diese Formen von Prätextbezügen werden bei Wolter dezidiert gerade nicht als literarische Abhängigkeit gewertet, sondern vielmehr als „subliterarisch vermittelte Sprachtraditionen“, die auch Gedächtniszitationen einschließen (Wolter, *Kolosser*, S. 33). Entsprechend konstatiert auch Standhartinger, die im Kolosserbrief weitgehend mündlich überlieferte Paulustraditionen rezipiert sieht, dass ein „Versuch der Rekonstruktion mündlicher Abhängigkeiten immer hypothetisch bleiben“ müsse (Standhartinger, *Kolosser-*

keit schließt bei Leppä explizit auch den *unbewussten* Rückgriff auf mündliche Überlieferungen ein,³⁴ d.h. intertextualitätstheoretisch werden hier die Grenzen zwischen *intendierter* und *latenter* Intertextualität verwischt. Dies führt in textanalytischer Hinsicht zu der problematischen Konstellation, dass Abweichungen von der literarischen Vorlage bzw. mögliche interpretationslenkende Strategien, die solchen Abweichungen zugrundeliegen könnten, der analytischen Belegbarkeit insofern entzogen werden, als sie auch auf rein fragmentarischer Kenntnis, Kenntnis einer bestimmten Lesart oder unbewusster Verwendung beruhen können.³⁵ Erfassbar bleiben in diesem Fall zwar die textuellen Effekte, die – unabhängig von der zugrundeliegenden Intention – durch die Modifizierung von Prätexten entstehen können, nicht aber der für die intertextuelle Analyse maßgebliche Bereich der *referenztextorientierten* Strategien, dessen Relevanz für die vorliegende Untersuchung im folgenden Kapitel noch eingehender zu thematisieren sein wird.

Trotz dieser analytischen Unschärfe im Hinblick auf den spezifischen Aspekt möglicher fragmentarischer und/oder mündlicher Bekanntheit mit paulinischen Prätexten ist es grundsätzlich m.E. nicht möglich, hinter die umfassenden Ergebnisse der Untersuchung von Leppä zurückzugehen. Auch wenn in dieser Arbeit ein gänzlich anderer Untersuchungsansatz zugrundegelegt wird, können die weitreichenden Prätext-Belege, die bei Leppä erarbeitet wurden, nicht ignoriert werden; zumal angesichts der Tatsache, dass eine vergleichsweise breite Kenntnis der Protopaulinen bereits

brief, S. 118; zu Standhartingers These der sich im Kolosserbrief niederschlagenden mündlichen Überlieferungstradition vgl. ebd., S. 61–68 und S. 117–151, sowie dies., *Colossians*, S. 576–581).

³⁴ Siehe Leppä, *Colossians*, S. 365.

³⁵ Neben dem Problem mündlicher, ggf. abweichender Überlieferungstraditionen können gerade bei zentralen Abschnitten des Kol weitere literarische, jedoch nicht erhaltene Vorlagen nicht ausgeschlossen werden. So ist neben dem Kolosserhymnus, der aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein vorgegebenes Traditionsstück zurückgeht, und der christlichen Haustafel, deren literarische Ursprünge forschungsgeschichtlich ebenfalls lange umstritten waren (siehe dazu Kapitel IV.1.a und V.3.a dieser Arbeit), hier insbesondere der in Kol 4,16 angesprochene Laodizenerbrief zu nennen. Angesichts der unklaren Überlieferungsverhältnisse ist auch hier nicht eindeutig klärbar, ob ein solcher, authentischer Paulusbrief tatsächlich existiert haben könnte, ob es sich um eine abweichende Benennung eines uns bekannten Paulusbriefes handelt, oder aber jener ‚Laodizea-Verweis‘ ein rein fiktives Stilmittel des pseudepigraphen Autors bildet. Für die intertextuelle Analyse bedeutet dieses mögliche Vorliegen weiterer, unbekannter Prätexte, dass inhaltliche Abweichungen von der paulinischen Überlieferung theoretisch auch auf anderen Traditionslinien oder verlorenem Traditionsmaterial basieren könnten; eine Bewertungsgrundlage bildet hier ausschließlich die intratextuelle Kohärenz, i.e. die Frage, ob bestimmte signifikante Neuausprägungen sich als durchgängiges Merkmal des Textes erweisen und somit den Rückschluss auf eine bewusste inhaltliche Akzentsetzung des Verfassers zulassen.

qua Brieffiktion notwendig ist: Die Tatsache, dass der Kolosserbrief sich dezidiert in die Tradition der Paulusbriefe einreicht und damit beansprucht, als orthonym rezipiert zu werden, macht die Annahme einer engen Vertrautheit mit der zugrundeliegenden Texttradition notwendigerweise erforderlich. Ohne das Vorhandensein einer intensiven Kenntnis der entsprechenden literarischen Tradition, gerade auch in Form direkter schriftlicher Vorlagen, ist eine solche textstrukturelle wie sprachliche Adaption paulinischer Briefschemata schwer denkbar.

Da bis heute kaum gesicherte Erkenntnisse über den gesamten Prozess von Sammlung, Überlieferung und Redaktion des Corpus Paulinum vorliegen,³⁶ sind apriorische Aussagen über die konkrete Form der Bekanntheit mit den authentischen Paulinen kaum möglich; insofern muss der Befund der Textanalyse das Prüfkriterium für potentielle literarische Vorlagen bilden, und nicht umgekehrt. Das heißt, im Rahmen der methodologischen Grundlegung dieser Untersuchung wird der potentielle Bezugsrahmen nicht apriorisch aufgrund historischer oder geographischer Mutmaßungen auf einen bestimmten Ausschnitt eingeschränkt, sondern vielmehr erst anhand des Untersuchungsbefundes einer kritischen Bewertung unterzogen. Das Hauptkriterium bildet dabei der Aspekt der *Strukturalität*; ein Kriterium, das bei Manfred Pfister als einer der maßgeblichen Prüfsteine für die Intensität bzw. Prägnanz intertextueller Bezüge benannt wird.³⁷ Wenn anhand der Textanalyse nachzuweisen ist, dass die *Grundstruktur* eines bestimmten Vorgängertextes als bekannt vorausgesetzt werden kann, d.h. der Text mutmaßlich in Gänze vorgelegen haben muss, dann kann dieser als potentieller Prätext auch dort angenommen werden, wo im Einzelfall keine aus sich selbst heraus beweiskräftigen Textindizien

³⁶ Einen systematischen forschungsgeschichtlichen Überblick der Theorien zur Konstitution des Corpus Paulinum bietet in jüngster Zeit insbesondere die zusammenfassende Darstellung bei Porter (Porter, Stanley E.: *When and How Was the Pauline Canon Compiled? An Assessment of Theories*. In: Ders., *Canon*, S. 95–127, hier v.a. 99–119); siehe ferner auch Sand, Alexander: *Überlieferung und Sammlung der Paulusbriefe*. In: Kertelge, Karl (Hrsg.): *Paulus in den neutestamentlichen Spätschriften. Zur Paulusrezeption im Neuen Testament (= QD 89)*. Freiburg i.B.: Herder 1981, S. 11–24, hier insbesondere S. 17–19. Zur Forschungskontroverse über unterschiedliche Modelle zur Entstehung des Corpus Paulinum siehe auch die Autorenrezensions-These bei Trobisch, David: *Die Entstehung der Paulusbriefsammlung. Studien zu den Anfängen christlicher Publizistik (= NTOA 10)*. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag / Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989 (vgl. dazu auch ders.: *Paul's Letter Collection. Tracing the Origins*. Minneapolis: Fortress Press: 1994), und deren Kritik und Gegenposition bei Klauk, Hans-Josef: *Die antike Briefliteratur und das Neue Testament. Ein Lehr- und Arbeitsbuch (UTB.W 2022)*. Zürich: Schöningh 1998, S. 248–250, und Strecker, Georg: *Literaturgeschichte des Neuen Testaments (= UTB.W 1682)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992, S. 115f.

³⁷ Siehe Pfister, *Konzepte*, S. 19 und 28.

vorliegen. Als ‚Text‘ gilt dabei eine textuelle Einheit, die innerhalb eines größeren Textes oder Textcorpus eingebettet sein kann, aber dennoch als eigenständige textuelle Einheit identifizierbar ist. So setzt etwa, um ein populäres Literaturmotiv aufzugreifen, die literarische Reminiszenz an die Elemente „schwarz wie Ebenholz“, „Spieglein an der Wand“ und „vergifteter Apfel“ den Prätext des Märchens von Schneewittchen als Ganzes voraus, nicht aber zwangsläufig eine darüber hinausgehende Kenntnis resp. Adaption des Gesamtcorpus der grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Im Blick auf die darin eingebettete textuelle Einheit der Schneewittchen-Erzählung kann hingegen die gesamte erzählerische Grundstruktur als bekannt vorausgesetzt werden, da mit den genannten Zitaten Elemente aus allen Teilen des narrativen Aufbaus begegnen – von der Geburt des Mädchens mit den schwarzen Haaren wie Ebenholz bis zu ihrem szenischen Tod durch den vergifteten Apfel. Und dies ist unter dem Gesichtspunkt der Strukturalität hinreichendes Indiz für einen spezifischen, als Textganzes vorauszusetzenden Prätext, um auf Grundlage dessen für den Nachfolgetext, in dem jene Motive adaptiert werden, auch dort einen interpretationsrelevanten intertextuellen Bezug anzunehmen, wo dies isoliert betrachtet weniger offensichtlich wäre. Träte nun beispielsweise innerhalb des Nachfolgetextes in einem gänzlich anderen Kontext eine siebenköpfige Personengruppe auf, so wäre diese Tatsache für sich betrachtet kaum intertextuell signifikant; vor dem Hintergrund der durch entsprechende Referenzen vorauszusetzenden Bezogenheit auf den Prätext des Märchens von Schneewittchen und den sieben Zwergen zeigt sich hier hingegen erneut eine narrative Reminiszenz an die literarische Vorlage. Dies mag eine vergleichsweise schablonenhafte Veranschaulichung sein, die bestimmte Aspekte stark simplifiziert (so im gegebenen Beispiel etwa die Tatsache, dass sich jene Zitationen im Laufe der Tradierungsgeschichte zunehmend von ihrem ursprünglichen Kontext gelöst und zu eigenständigen redensartigen Wendungen verselbstständigt haben), doch der Grundgedanke des Strukturalitätskriteriums, wie es in der vorliegenden Arbeit zugrundegelegt werden soll, lässt sich anhand dessen m.E. plastisch verdeutlichen.

Dies schließt eine gewisse Ausweitung des ursprünglichen Bezugsrahmens von Strukturalität bei Pfister ein, da hier insbesondere auch wiederkehrende intertextuelle Mechanismen der Prätextadaption einbezogen werden sollen: ‚Strukturalität‘ greift kriteriologisch auch dort, wo spezifische, wiederkehrende Muster der Adaption bestimmter Prätexte bzw. Prätextelemente aufweisbar sind, i.e. sich bestimmte distinktive Adaptionsstrukturen zeigen wie etwa die wiederholte Rekontextualisierung von Motiven, die auf Prätextebene an einer spezifischen Sachkontext gebunden sind, und auf der Ebene des Nachfolgetextes konsequent in einen davon abweichenden Bedeutungszusammenhang übertragen werden. So

wird etwa im Zusammenhang der Frage nach der paulinischen resp. nicht-paulinischen Verfasserschaft des Kol häufig die Beobachtung angeführt, dass der Kolosserbrief die Frage des jüdischen Gesetzes (*νόμος*) an keiner Stelle direkt thematisiere. Dies ist zweifelsohne richtig. Allerdings rekurriert Kol, wie in der vorliegenden Arbeit zu zeigen sein wird, durchaus auf die entsprechenden paulinischen Argumentationsstrukturen im Kontext dieser Frage; er funktionalisiert sie jedoch argumentativ in anderem Sachzusammenhang.

Insofern können Ansätze moderner Intertextualitätstheorie durchaus für die neutestamentliche Exegese fruchtbar gemacht werden. In der methodischen Erfassung jener Indizien, die auf die Verarbeitung eines Prätextes hinweisen, bestehen dabei jedoch wesentliche Unterschiede zwischen der traditionellen Exegese und der literaturwissenschaftlichen Methodik intertextueller Analyse, die im Folgenden skizziert werden sollen.

5. Zur Klassifikation intertextueller Bezüge

Während in der neutestamentlichen Pseudepigraphieforschung Plausibilität wie Intensität potentieller Prätextbezüge weitgehend numerisch klassifiziert werden, d.h. eine bestimmte Anzahl übereinstimmender Lexeme zum Kriterium einer literarischen Abhängigkeit gemacht wird,³⁸ legen intertextualitätstheoretische Ansätze neben quantitativen auch die Berücksichtigung qualitativer Kriterien nahe, um Signifikanz bzw. Intensität potentieller intertextueller Bezüge zu bewerten.

Ein anschauliches Beispiel dafür bildet das Parametersystem Pfisters, das neben dem bereits angesprochenen Kriterium der *Strukturalität*, das den Prätext als Textganzes betrifft, auch die pointierte Hervorhebung bestimmter Elemente des Prätextes (*Selektivität*) und das daraus entstehende (inhaltliche) Verhältnis beider Texte zueinander (*Dialogizität*) einschließt. Ebenso sind auch die Intentionalität und Deutlichkeit des intertextuellen Bezuges (*Kommunikativität* und *Referentialität*) sowie die Frage, inwie-

³⁸ Die Grundlegung für diese Vorgehensweise findet sich in Sanders Untersuchung „Literary Dependence in Colossians“ von 1966, die gleichsam prototypischen Charakter für die Untersuchung der paulinischen Parallelen in Kol besitzt und als Minimalkriterium für potentielle Fremdtex-Übernahmen eine Übereinstimmung von mindestens drei Lexemen voraussetzt (vgl. Sanders, Ed Parish: *Literary Dependence in Colossians*. In: *JBL* 85 / 1966, S. 28–45, hier S. 30) – ein Kriterium, das bei Reuter und Leppä weitgehend übernommen wird. Vgl. Leppä, *Colossians*, S. 80f, und Reuter, *Synoptische Arbeit*, S. 205f, sowie ders.: *Synopse zu den Briefen des Neuen Testaments. Teil I: Kolosser-, Epheser-, II. Thessalonicherbrief (= Arbeiten zur Religion und Geschichte des Urchristentums 5)*. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1997, S. 19.

weit dieser im Text selbst thematisiert und reflektiert wird (*Autoreflexivität*), Bestandteile des Kriterienkataloges.³⁹

Diese stärker inhaltlich orientierten Faktoren erlauben tatsächliche Aussagen über die Signifikanz, die Funktion und das evokative Potential eines Prätextbezuges, die durch rein numerisch basierte Betrachtungen nicht geleistet werden können. So wäre, um mit einem zeitgeschichtlichen Beispiel zu sprechen, der Verweischarakter einer einzelnen Nominalphrase wie „Achse des Bösen“, die bei ihren Rezipienten unmittelbar eine Vielzahl an Hintergrundinformationen über den früheren US-Präsidenten George W. Bush als Urheber des Zitates, sowie umfassende weltpolitische Zusammenhänge und Kontextinformationen evoziert, erheblich prägnanter als bei einer wortwörtlichen Zitation längerer Passagen aus einer beliebigen anderen Rede desselben Verfassers. Diese wesentlichen Unterschiede der Rezeption werden bei einer rein quantitativ orientierten Kriteriologie gleichsam dem mathematischen Systemzwang geopfert, wie ihn etwa Leppä in ihrer Untersuchung des Kolosserbriefes mit der Festlegung zementiert, dass ein Textbeleg mindestens drei wörtlich oder dem Wortstamm nach übereinstimmende Lexeme innerhalb eines maximalen Streuungsbereiches von fünf Druck-Zeilen der Nestle-Aland-Ausgabe aufweisen muss, um als potentieller Prätextbezug im Sinne eines literarischen Abhängigkeitsverhältnisses klassifiziert werden zu können.⁴⁰ Insofern spiegelt ein auf – mehr oder weniger willkürlich festgelegte – numerische Zählweisen beschränkter Ansatz der Identifizierung literarischer Abhängigkeit weder die Realität intertextueller Textproduktion und -rezeption wider, noch ist er geeignet, die zugrundeliegenden Textstrategien erfassen zu können (die im Falle der genannten Arbeit Leppäs allerdings außerhalb der zugrundgelegten Fragestellung liegen). Doch auch eine einseitige Beanspruchung inhaltlich orientierter Faktoren ist methodisch nicht unproblematisch: Neben der grundsätzlichen Gefahr einer ausufernden „Parallelomania“ (Leppä)⁴¹, die ein gänzlicher Verzicht auf ‚harte‘ Faktoren zur Eingrenzung potentieller Prätextbezüge mit sich bringen kann, bergen inhaltsbasierte Kriterien die Gefahr, den Bezugs-

³⁹ Siehe Pfister, *Konzepte*, S. 25–30. In Entsprechung zu den pfisterschen Antipoden *Selektivität* und *Strukturalität* werden bei Lachmann auch die Begriffe *Kontamination* und *Anagramm* gebraucht, d.h. die Selektion von Einzelementen einerseits, und die im Textfluss erkennbare, kohärente Struktur eines Referenztextes andererseits (vgl. Lachmann, *Ebenen*, S. 136f). Und auch bei Reuter wird mit der Differenzierung zwischen *Inkorporation* und *selektiver Rezeption* ein ähnliches Klassifizierungsschema intertextueller Bezüge eingeführt, das hier jedoch wesentlich enger definiert wird: Inkorporation schließt hier nicht nur die Grundstruktur, sondern die vollständige Übernahme eines vorgegebenen Textes ein (vgl. Reuter, *Synoptische Arbeit*, S. 169–171).

⁴⁰ Vgl. Leppä, *Colossians*, S. 80f. Siehe dazu auch Fußnote 38.

⁴¹ Ebd., S. 77.

rahmen des zu analysierenden Textcorpus bereits von dessen Interpretation abhängig zu machen – anstatt umgekehrt. Dies lässt sich etwa am pfisterschen Kriterium der *Dialogizität* verdeutlichen: Wenn das inhaltliche Verhältnis zwischen Text und Referenztext bereits zum Auswahlkriterium für die Selektion potentieller Prätexte gemacht wird, wird gleichsam bereits das Ergebnis vorweggenommen, das die vergleichende Textanalyse erst erbringen soll, d.h. die Textgrundlage der Untersuchung wird von deren Interpretation abhängig gemacht und umgekehrt. In ähnlicher Weise bilden auch die Kriterien der *Referentialität* und *Kommunikativität* als solche eher ein Klassifizierungs-, denn Kriterienraster.

Einen Versuch, inhaltlich orientierte Faktoren und quantitative Kriterien in einer Art Kreuzklassifikation miteinander zu verschränken, repräsentiert die Kriteriologie der synoptischen Forschung Reuters. So bildet bei Reuter die numerische Festlegung auf mindestens drei gleichlautende Lexeme, deren Parallelität sich nicht durch einen dritten Text als gemeinsame Vorlage erklären lässt, zwar die „Grundbedingung“ für das Vorliegen eines literarischen Abhängigkeitsverhältnisses; diese wird jedoch ergänzt durch weitere Kriterien, die auch inhaltliche Aspekte berücksichtigen und sich teilweise in Entsprechung zu dem Modell Pfisters anwenden lassen.⁴² Neben den tragenden und den „stützenden“ Indizien, die sich auf Abfolge, Kontext und Sprachmerkmale der betreffenden Parallelen beziehen,⁴³ benennt Reuter als „beweisendes Kriterium“ die Kohärenz des Prätextes unter syntaktischen, semantischen und pragmatischen Gesichtspunkten: „Die beobachtete Parallele ist in einer der verglichenen Schriften als eindeutig redaktionelle, d.h. aus Gründen syntaktischer, semantischer oder pragmatischer Kohärenz notwendige Bildung zu erweisen. Diese Schrift hat dann als literarische Vorlage zu gelten.“⁴⁴

Insofern ist die Frage numerischer resp. inhaltlicher Klassifikation intertextueller Bezüge kein grundsätzlich distinktiver methodischer

⁴² Vgl. Reuter, *Synoptische Arbeit*, S. 205–207. Inwieweit Reuters eigene synoptische Textanalyse diesem Anspruch allerdings wirklich gerecht zu werden vermag, ist insofern kritisch zu hinterfragen, als sich die Kategorisierung der Parallelen in seiner Synopse wiederum an der Anzahl der Übereinstimmungen pro Vers und somit einer numerischen Betrachtung orientiert (siehe auch ebd., S. 261, sowie ders., *Synopse*, S. 19f).

⁴³ Als (tragende) *Indizien* klassifiziert Reuter die Parallelität der Textsegmente, d.h. deren Anordnung in gleicher Reihenfolge, Konflation, Kombination oder Dissoziation, sowie die Vermischung typischer und untypischer Sprachmerkmale des Autors. Als *stützendes Indiz* wertet er den Umstand, dass die parallelen Elemente nicht innerhalb fester Wendungen bzw. trotz unterschiedlichem Sachzusammenhang auftreten (vgl. Reuter, *Synoptische Arbeit*, S. 206f).

⁴⁴ Ebd., S. 207. Dieses „beweisende Kriterium“ bildet bei Reuter somit zugleich die eigentliche Definition literarischer Abhängigkeit, d.h. die übrigen Kriterien erlauben es nach Reuter nicht, tatsächlich von einer „innerliterarischen Rezeption“ zu sprechen (ebd.). Zur kritischen Wertung siehe Fußnote 42.

Scheidweg zwischen literaturwissenschaftlicher Intertextualitätstheorie und exegetischer Forschung, sondern allenfalls Merkmal unterschiedlicher analytischer Schwerpunktsetzungen. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch daran, dass im Zuge der Geschichte der Pseudepigraphieforschung in den letzten beiden Jahrhunderten phänomenologische Beobachtungen und analytische Maßstäbe zum Tragen kamen,⁴⁵ die ihre Entsprechung in den Funktionsmodellen moderner Intertextualitätstheorie finden.⁴⁶

So wurde bereits in der frühen, noch sehr stark psychologisch orientierten Diskussion über die Motive pseudepigrapher biblischer Autoren insbesondere die Intention, die autoritative Geltung bzw. breite Anerkennung der eigenen Schrift durch die vermeintliche Zuschreibung an autoritative Größen der Vergangenheit zu sichern, als kennzeichnend für das Phänomen pseudepigraphischer Literatur hervorgehoben;⁴⁷ ein Charakteristikum, das auch in der modernen literaturwissenschaftlichen Diskussion als wesentliche Funktion intertextueller Textkonstitution benannt wird, wie sie z.B. bei Schulte-Middelich hervorgehoben wird: „Durch die Parallelfolie des Prätextes kann der Anspruch allgemeiner, gegebenenfalls sogar universeller Gültigkeit des Wertesystems im Folgetext erhoben

⁴⁵ Auf eine über die im Folgenden angeführten exemplarischen Quellen hinausgehende, ausführliche Rekapitulation der Geschichte der Pseudepigraphieforschung soll an dieser Stelle verzichtet werden; verwiesen sei hier insbesondere auf die detaillierte forschungsgeschichtliche Übersicht bei Janßen (Janßen, Martina: *Unter falschem Namen. Eine kritische Forschungsbilanz frühchristlicher Pseudepigraphie* [= Arbeiten zur Religion und Geschichte des Urchristentums 14] Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2003).

⁴⁶ Zur grundsätzlichen intertextuellen Dimension neutestamentlicher Exegese siehe auch Moyise, Steve: Intertextualität und historische Zugänge zum Schriftgebrauch im Neuen Testament. In: Alkier / Hays, *Dialog*, S. 23–34.

⁴⁷ Vgl. z.B. Candlish, J.S.: On the Moral Character of Pseudonymous Books. Übersetzt von Rudolf G. Adam. In: Brox, Norbert (Hrsg.): *Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike* (= WdF 484). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977, S. 7–42, hier S. 11 [Erstveröffentlichung in *Exp* 4,4 / 1891, S. 91–107 und 262–279], und Hennecke, Edgar: Apostolische Pseudepigraphen. In: Brox, *Pseudepigraphie*, S. 82–89, hier S. 87 [Erstveröffentlichung in Hennecke, Edgar (Hrsg.): *Neutestamentliche Apokryphen*. Tübingen: Mohr Siebeck ²1924, S. 140–143], sowie Meyer, Arnold: Religiöse Pseudepigraphie als ethisch-psychologisches Problem. In: Brox, *Pseudepigraphie*, S. 90–110, hier S. 108f [Erstveröffentlichung in *Archiv für die gesamte Psychologie* 86 / 1932, S. 171–190], und Torm, Frederik: Die Psychologie der Pseudonymität im Hinblick auf die Literatur des Urchristentums. In: Brox, *Pseudepigraphie*, S. 111–148, hier S. 143 [Erstveröffentlichung in *SLA II*. Gütersloh: Bertelsmann 1932, S. 7–55].

Speyer, Wolfgang: Pseudepigraphie und literarische Fälschung im Altertum. In: Brox, *Pseudepigraphie*, S. 195–263, hier S. 260f [Erstveröffentlichung in *JAC* 8f / 1965f. Münster: Aschendorff 1967, S. 88–125]; sowie ders.: *Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung* (= HAW 1/2). München: Beck 1971, S. 176 und S. 222.

werden“ bzw. „die Valenz des Wirklichkeitsmodells im Folgetext“ mithilfe „des Rekurses auf antike Gewährsmänner“ gestützt werden.⁴⁸ Ein weiterer Funktionstyp des Rückgriffes auf Vorgängertexte, den Schulte-Middelich als „indirekte Bestätigung durch Aktualisierung (aktualisierte Inszenierung, Adaption tradierter Stoffe usw.)“ beschreibt,⁴⁹ wird bei Leonard Brockington 1953 in einer Untersuchung über Pseudonymität im Alten Testament mit denselben Merkmalen charakterisiert,⁵⁰ und in ähnlicher Weise konstatiert Brox auch für den Bereich des Neuen Testaments eine „rückwärts orientierte Kontinuität“ als Grundlage pseudepigrapher Schriften:

„Unter der retrospektiven Orientierung widerfährt es jetzt, daß neue Situationen von der Tradition unbeantwortet, unbewältigt bleiben. Man braucht neue ‚Offenbarungen‘. Offenbarungen und autorisierte Belehrungen müssen aber dort, wo es eine klassische Frühzeit gibt, alt sein und von anerkannten Größen der normativen Ursprungszeit stammen, um Erfolgsaussichten zu haben. [...] Für das frühe Christentum bedeutet dieses Wahrheitsverständnis jedenfalls die unbedingte Gewißheit, daß alles Relevante schon am Ursprung, nämlich bei Jesus, den Aposteln, deren Schülern und den Vätern, gesagt ist. Wo man deren jeweils einschlägige Äußerungen nicht hat, darf man ihnen getrost das Richtige in den Mund legen.“⁵¹

Und auch auf der Ebene der konkreten sprachlichen Umsetzung dieser Wirkungsstrategien werden in der frühen Pseudepigraphieforschung textkonstituierende Phänomene wie die Adaption des Briefrahmens und die Einfügung von Personalnotizen als Echtheitsmarker genannt,⁵² die in der

⁴⁸ Schulte-Middelich, *Funktionen*, S. 221.

⁴⁹ Ebd., S. 216.

⁵⁰ Vgl. Brockington, Leonard H.: The Problem of Pseudonymity. In: JThS NS 4 / 1953, S. 15–22. Ins Deutsche übersetzt von Rainer Nickel in: Brox, *Pseudepigraphie*, S. 185–194, hier v.a. S. 186. Vgl. auch Speyer, *Fälschung*, S. 225–231, und Brox, Norbert: Falsche Verfasserangaben. Zur Erklärung der frühchristlichen Pseudepigraphie (= SBS 79). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 1975, wo diese Vorgehensweise als typisches Merkmal philosophischer Schultraditionen in der griechischen Antike herausgestellt wird: „Die literarische Fiktion war das gegebene Mittel, Lücken zu füllen und Zeiten zu überbrücken.“ (ebd., S. 46).

⁵¹ Brox, Norbert: Zum Problemstand in der Erforschung der altchristlichen Pseudepigraphie. In: Ders., *Pseudepigraphie*, S. 311–334, hier S. 328 und 331 [Erstveröffentlichung in KAIROS XV 1–2 / 1973, S. 10–23].

⁵² So konstatiert etwa Arnold Meyer 1932, zu jener Autoritätsfiktion „gehörte denn auch, daß man den Brief so gestaltete, wie ein rechter Brief des Apostels aussehen mußte, sich an die Sprache der echten Briefe anschloß, persönliche Beziehungen hinzufügte, daß man mit Bezeugungen der Echtheit und Zuverlässigkeit den Eindruck sicherstellte“ (Meyer, *Pseudepigraphie*, S. 109), und Wolfgang Speyer stellt 1971 in seiner Untersuchung literarischer Fälschungen in der Antike pointiert heraus, dass gerade jene Personalnotizen – im Verbund mit Zeit- und Ortsangaben – das exponierteste Mittel der Authentizitätsfiktion bilden: „Man kann für derartige Fälschungen geradezu eine Regel aufstellen: Je genauer die Angaben sind, desto falscher sind sie.“ (Speyer, *Fälschung*, S. 82). Vgl. dazu ferner auch Brox, *Verfasserangaben*, S. 20, sowie ders.: Zu den persönlichen Noti-